

## Das letzte Artefakt

*von Nina Egli*

Schweigend beobachtete der Hauptmann jede Bewegung des Soldaten, der vor ihm kniete und den feuchten Waldboden untersuchte. Der Rest seiner Leute stand im nahen Umkreis um ihn herum. Ihre Haltung war so angespannt wie ihre Bogen und der Hauptmann spürte die Nervosität. Es war keine Furcht, sondern die ungewisse Erwartung, die sie leicht ins Schwitzen brachte. Sie waren dieser Spur ein weiteres Mal so lange gefolgt und jeder von ihnen hoffte darauf, heute erfolgreich zu sein.

Sie hatten ihre Fährte beinahe verloren, doch das Wetter hatte umgeschlagen und ihnen Regen beschert. Unter diesen Umständen eröffnete ihr verlassener Lagerplatz einige nützliche Informationen.

Jeder der anwesenden Soldaten würde sein Leben dafür geben, sie endlich in die Hände zu kriegen, die sie immer wieder zum Narren gehalten hatte. Ihrem Anführer ging es nicht anders. Langsam und unbewusst strich er über die lange Narbe, die sich von seinem Kinn bis unter das rechte Auge zog. Er wollte sie mehr als jeder andere. Nur einmal waren sie beide direkt aufeinandergestoßen und hätten sich im Kampf beinahe gegenseitig umgebracht. Zu gerne hätte er dem Ganzen damals ein Ende bereitet, aber es hatte nicht sein sollen. Sie war geflohen.

Der Hauptmann musterte seine Leute, deren Blicke jede Richtung absuchten. Eine doppelte Zehnerschaft, von denen alle die beste Ausbildung genossen hatten und deren Namen im ganzen Reich mit Ehrfurcht ausgesprochen wurden.

Sie waren die Jägerelite. Die Vorbilder eines jeden Jägers, den Gesetzesbewahrern des Königreiches Soranoth. Der Hauptmann war stolz auf seine Meute und das zu Recht. Aber dennoch hatten sie in der letzten Zeit immer wieder versagt. Natürlich hatten sie etliche Banden zerschlagen und König Regora die Köpfe vieler, übler Gesetzesbrechern gebracht. Aber noch hatten sie den Meister der Schatten nicht gefasst. Noch war sie auf freiem Fuß.

Er atmete tief durch und ließ den Duft der feuchten Tannennadeln seine Sinne berühren. Er mochte Wälder. Sie waren seine Heimat und hier im Norden bedeckten sie die Landschaft nahezu vollkommen. Aber auf der Jagd

musste die Elite ganz Soranoth durchstreifen. Dies umfasste auch die unwirtschaftliche Steppe und die Wüste ganz im Süden.

Der Offizier zog seinen Mantel enger um sich. Der Winter war nah und er würde, wie immer kalt werden. Vielleicht tat sie ihm den Gefallen und würde nach Süden fliehen. Wälder in allen Ehren, aber der Winter war hier mühselig und unerbittlich.

Der Soldat vor ihm richtete sich auf und ermöglichte den Blick auf die Stelle auf dem Boden. Er war von vage unterscheidbaren Menschen- und Pferdespuren bedeckt. Etwas daneben lagen die Überreste einer Feuerstelle und das Moos im Umkreis war plattgedrückt.

Der Hauptmann schnaubte aus und seine Hand verkrampfte sich am Griff seines Schwertes. An einer freien Stelle war eine geschwungene Linie im Schlamm zu erkennen. Sie hätte durch alle möglichen Zufälle dorthin gelangen können, doch er wusste, dass dem nicht so war.

Arala.

Der Soldat atmete hörbar aus.

„Und?“ knurrte ihn sein Anführer an.

„Die Spuren sind mindestens einen Tag alt.“

Etwa einen Tagesritt entfernt galoppierte eine Reiterin über einen befestigten Weg im Wald. Als es zu dunkeln anfang, hielt sie an und schaute sich um. Als sie eine geeignete Stelle entdeckte, trieb sie ihr Pferd vom Pfad ab und tiefer in den Wald hinein. Auf dem Weg hatte sie viel Zeit gewinnen können, aber sobald die Elitejäger ihre Spur fanden, wäre es zu leicht ihr darauf zu folgen. Bei dem Gedanken stellte sich Arala das Gesicht des Hauptmanns vor, wie er erkannte, dass sie ihm wieder durch die Finger gegangen war. Dabei lächelte sie hämisch.

Sie kreuzte mit vager Richtungsvorstellung durch den Wald und verfluchte den kürzlich gefallenen Regen, der die Hufabrücke nur allzu deutlich machte. Dennoch kam sie nicht darum herum, eine Rast einzulegen. Sie hatte das Pferd und sich selber sehr gefordert, da sie genau wusste, dass der Hauptmann ihr auf den Fersen war. Sie stieg an einer flachen Stelle von ihrem Reittier und band es fest. Dann lehnte sie sich, in Woldecken eingehüllt, an einen Baum. Gerne hätte sie den Abstand zu ihren Verfolgern vergrößert, aber die Müdigkeit hatte sie zu sehr im Griff. Nur zu gut kannte die Verfolgte den Hauptmann und nur zu gut wusste sie, dass er seine Leute die Nacht

durchreiten lassen würde, um sie zu einzuholen. Schon oft hatte er geglaubt, sie erwischt zu haben, doch noch nie war es ihm gelungen.

Bei diesem Gedanken durchzuckte ein imaginärer Schmerz ihren rechten Oberarm und Arala befühlte durch ihr Hemd hindurch die dicke, nur unschön verwachsene Narbe. Sie musste sich damit abfinden, dass er immer ein Hindernis in ihrem Leben sein würde. Aber eigentlich bescherte es ihr jedes Mal eine kleine Genugtuung, wenn sie ihm wieder knapp entkommen war. Die Gesetzeshüter in den Städten und Dörfern von Soranoth waren leicht zu umgehen und ihr auch im offenen Kampf oft nur eine geringe Gefahr. Deshalb war es für sie eine Art abwechslungsreiches Spiel, welches sie mit dem Hauptmann und seiner Bande trieb. Wobei sie sich hütete, ihm jemals wieder Auge in Auge gegenüberzustehen. Sie hatte ihre Lektion gelernt und darum wusste sie auch, dass der Tag, an dem sie ihm das nächste Mal ins Angesicht sehen würde, ihr letzter sein würde.

Die Nacht ging ruhig vorbei und die Sonne war gerade erst aufgegangen, als sie erwachte. Der Regen hatte einen großen Vorteil mitgebracht. Arala brauchte sich nicht mehr über ihre, zur Neige gehenden Wasservorräte Sorgen zu machen. Nachdem sie ausgiebig getrunken und ein Stück hartes Brot verzehrt hatte, stieg sie in den Sattel. Sich zu orientieren war in den großen Nadelwäldern von Soranoth nicht einfach. Ganz besonders, wenn man ein bestimmtes Ziel ansteuern wollte. Es war ihr bewusst, dass ihre Spuren nach wie vor einfach zu verfolgen waren. Aus diesem Grund wollte sie den Smaragsee, oder zumindest seinen Zufluss erreichen. Im Wasser ließ es sich unbeschatteter Reisen.

Sie ritt los und trieb das Pferd zu der Eile an, die es in diesem unwegsamen Gebiet aufbringen konnte. So vergingen einige, ereignislose Stunden. Gegen Mittag setzte abermals ein Nieseln ein, das sich innert einer Stunde in strömenden Regen wandelte. Arala verfluchte das Wetter, während sie ihren Mantel enger schlang. Nicht das erste Mal notierte sie sich gedanklich, dass sie einen neuen Umhang benötigte, denn dieser war abgetragen und voller Löcher.

Nach einer weiteren Stunde war in der Ferne Donner zu hören und die Wolken kündeten kein Ende des Gewitters an. Immerhin würden so einige ihre alten Spuren weggespült werden. Aber Arala hatte keine große Lust eine weitere Nacht bei dem Wetter draußen zu verbringen.

Als sie, bereits vollkommen durchnässt in ihren Gedanken ihre weitere Reise plante, erklang plötzlich ein fürchterliches Krachen. Das Pferd machte einen gewaltigen Satz und begann unkontrolliert schneller zu werden. Arala spürte die Panik des Tieres und konnte diese nur mit Gewalt wieder bändigen. Aber gänzlich zur Ruhe bringen, ließ sich das Pferd nicht. Es tänzelte unruhig herum und warf den Kopf von einer Seite zur anderen. Da erregte ein Leuchten in ihrem Augenwinkel die Aufmerksamkeit der Reiterin.  
Feuer!

Der Krach hatte von einem Blitz hergerührt, der in einen nahen Baum eingeschlagen hatte. Abgesehen von den letzten beiden Tagen war der Wald seit langer Zeit trocken gewesen und die Flammen fanden viel Nahrung. Schon wollte sie ihr Pferd antreiben, als sie ein Knacken über sich hörte. Schützend hob sie Arme, doch dies hinderte den angekohlten Ast nicht daran, herabzustürzen. Sie wehrte ihn ab und er landete auf dem Nacken des Tieres. Dessen, bereits zum Reißen gespannten Nerven reagierten darauf, indem es einen weiteren Sprung nach vorne unternahm, einen Fehltritt setzte und einknickte. Die Reiterin, welche die Hände noch nicht wieder zurück an Sattel oder Zügel hatte bringen können, kippte vorüber und schlug mit dem Kopf hart gegen eine vorstehende Wurzel. Während ihr Blick sich verdunkelte, beobachtete sie teilnahmslos, wie sich das Pferd aufraffte und die Flammen näher züngelten.

Der Tag war lang gewesen, die Arbeit auf den Weiden hart. Und jetzt regnete es bereits wieder. Entnervt nahm Esalyn ihren Mantel und warf ihn sich über die Schultern. Dann trat sie in den Regen hinaus, schlang die Arme um den Körper und rannte los. Das Wirtshaus lag am anderen Ende des Dorfes und sie war schon spät dran, also lief sie schneller. Esalyn hielt den Kopf gesenkt während sie die einzelnen Blockhütten passierte, welche auf etwas erhöhten Steinsockeln gebaut worden waren. Sie selbst hatte zwar noch nie erlebt, dass der kleine See am Rande ihres Dorfes wirklich so weit über die Ufer getreten war, aber früher schien dies bereits der Fall gewesen zu sein. Bei den derzeitigen Strömen, die vom Himmel fielen, beruhigten sie die Sockel auf alle Fälle.

Der Regen war schwer und schien Esalyn zu Boden zu drücken, doch vermutlich lag es bloß daran, dass sie dermaßen erschöpft war. Sie schimpfte

innerlich über ihre Schafe und über ihren Bruder, aber meinte nichts davon ernst.

Als sie endlich beim Wirtshaus ankam, war sie bereits vollkommen durchnässt. Sie sah zu dem Schild hinauf, das über der Tür hing und auf dem abgeschabte Lettern die Worte „Zum wilden Pferd“ bildeten. Es war das Einzige, was sich Wirtsstube schimpfen durfte in Folkra. Die Hütte war von einem älteren Mann gebaut worden, der jedoch bald darauf gestorben war. Nur die Ältesten konnten sich noch an diese Tage erinnern. Lange Zeit war der Bau leer gestanden, bis vor ein paar Jahren ein junger Reisender in das Dorf gekommen war und das alte Haus neu aufgebaut und es zu einem Gasthaus gemacht hatte.

Esalyn wandte den Kopf ab und ging hinein. Sie befreite sich von ihrem nassen Mantel, obwohl die restlichen Kleider auch triefen, und schaute sich um. Wie immer war bloß die Hälfte der Tische besetzt. Es gab nicht viele, die das Wirtshaus aufsuchten, doch die wenigen, die es taten, taten es oft. Esalyn schüttelte nochmals ihre nassen, blonden Locken und ging dann zur Theke um sich einen Krug Reisbier zu holen. Als sie ihn endlich bekam, in Folkra war man sich Gemächlichkeit gewohnt, setzte sie sich an einen Tisch, an dem ein junger Mann saß. Seine hüftlangen, nussbraunen Haare ruhten zusammengeflochten auf seinen Schultern und er sah frisch, aber auch etwas gelangweilt aus.

„Grüß dich, Esalyn. Du bist reichlich spät“, sagte er.

Sie nahm einen Schluck aus dem Krug und ließ das leichte Bier ihre Kehle hinab rinnen, bevor sie murrte: „Ich hatte zu arbeiten. Mein Bruder ist krank. Ich musste für ihn auf die Weiden.“

Der Mann nickte. „Verstehe.“

Esalyn hob die Augenbrauen. „Tust du das?“, fragte sie.

Er biss sich auf die Unterlippe und dachte kurz nach. Dann zuckte er mit den Schultern und sagte: „Vermutlich nicht.“

Esalyn seufzte. „Warum machst du es dir nur so leicht, Phlin?“, fragte sie etwas traurig.

Wieder hob er die Schultern. „Was ist falsch daran?“

Sie schüttelte den Kopf. Sie hatten diese Diskussion oft geführt und sie brachte das Thema meist nur auf, wenn sie wütend auf ihn war. Oder wenn sie ihre Nerven im Verlauf des Tages verloren hatte.

„Weil es seltsam ist. Du lebst alleine, hast keine Schafe, um die du dich kümmerst, keine Arbeit im Wald und von Geld wollen wir gar nicht erst reden.“ Sie sah ihn durchdringend an, aber als er nicht reagierte, sprach sie weiter. „Und doch hast du nie Probleme, dich durchzubringen.“

Sie schüttelte den Kopf. Sie wusste nicht, was er von seinen Reisen, bevor er hierher gezogen war, mitgebracht hatte. Aber dies war gut zehn Jahre her, wie viel konnte davon noch übrig sein?

Wieder hob Phlin, wenig interessiert daran, was Esalyn erzählte, die Schultern und beobachtete ihre Tischnachbarn. Sie seufzte und gab es auf, weiter nach den Gründen zu forschen. Das hatte sie schon oft versucht und das Ergebnis war immer dasselbe: gar nichts.

Für ihn war das Thema offenbar beendet, denn er ignorierte sie mit seiner gewohnten Sturheit. Also hackte Esalyn auch nicht weiter nach und die beiden schwiegen.

Als Phlin einen Schluck aus seinem Krug nahm, wehte der Geruch der vergorenen Stutenmilch zu ihr hinüber. Für sie war dies, obschon leicht alkoholhaltig, ein Alltagsgetränk, mehr Grundnahrungs- als Genussmittel. Es gab Tage, da konnte sie es nicht mehr riechen. Phlin hingegen liebte es.

Da ging die Tür des Wirtshauses auf und zwei Männer traten herein. Ihre Mäntel waren zerschlissen und die Gesichter wettergegerbt. Mit stechendem Blick schritten sie langsam durch die Wirtsstube. Nur selten kamen Reisende in ihr kleines Dorf, dementsprechend misstrauisch und respektvoll zugleich wurden die beiden beobachtet. Doch als sie sich bei einem leeren Tisch niedergelassen hatten, kehrten die meisten zu ihren Gesprächsthemen zurück.

Auch Esalyn wandte den Blick ab und sagte: „Es muss wundervoll sein, einfach nur herumzureisen, auf der Suche nach Abenteuern.“

Phlin schnaubte verächtlich auf. „Abenteurer“, murmelte er.

„Was?“, fragte Esalyn empört. „Ist es denn nicht wahr? Du musst zugeben, dass es nicht äußerst abwechslungsreich ist, jeden Tag derselben Arbeit nachzugehen, am Abend in dasselbe Wirtshaus zu gehen, wo man dieselben Leute sieht, die vermutlich über dasselbe reden wie am Abend zuvor und dasselbe trinken wie immer. Vielleicht gibt es viel besseres Gor als unseres!“

Es wurde still im Raum und sie erntete einige wütende Blicke. Die vergorene Milch, welche in dieser Gegend schlicht Gor genannt wurde, war etwas, mit dem sich jeder Pferdezüchter identifizierte, da sein Geschmack sehr von der Haltung und Fütterung der Stuten abhing. Schlecht darüber zu reden

war eine schwere Beleidigung für das ganze Dorf. Aber es dauerte nicht lange, bis jeder wieder seinen Gesprächen nachging.

Phlin lachte und Esalyn wandte sich mit einem wütenden Blick ab. Er stieß sie mit der Schulter an.

„Du hast Recht. Auch wenn es das beste Gor ist, welches ich bisher trinken durfte.“

Überrascht drehte sich Esalyn wieder zu Phlin um und sah ihn schräg an.

Dieser seufzte. „Ich bin in vielen Dörfern gewesen und ich muss sagen, das hier ist das langweiligste von allen.“ Wieder lachte er laut. „Und doch habe ich es ausgesucht, um zu bleiben. Genau, weil die Leute hier all dies schätzen. Sie wollen keine andere Arbeit, andere Leute oder anderes Bier. Sie sind glücklich damit, ihren geregelten Tagesablauf zu haben. Du tanzt ganz einfach nur aus der Reihe und das weißt du genau, meine Liebe.“

Esalyn gönnte sich einen gewaltigen Schluck aus dem Krug und schwieg verbissen. Sie wusste, dass ihre Eltern ihre liebe Not hatten mit ihr. Mit ihren etwas über zwanzig Wintern wollte sie sich noch immer nicht verheiraten lassen, da sie das Gefühl hatte, ihre Familie brauchte sie bei den Schafen. Zumindest war es dies, was sie ihnen erzählte. Noch dazu redete sie immer wieder davon, eines Tages fortzugehen und die Welt zu sehen. Dies erklärte sich jeder damit, dass Phlin ihr den Kopf verdreht hatte. Und sie hatten nicht unrecht damit.

Als er damals ins Dorf gekommen war, war sie hin und weg gewesen von seinem Duft nach der großen und weiten Welt. Umso älter sie wurde, desto mehr sehnte sie sich nach Abwechslung.

„Reisen ist wundervoll. Du besuchst Dorf um Dorf und lernst ab und zu ein paar nette Leute kennen, die dich umsonst bewirten, wenn du nur einige, erfundene Geschichten erzählst. Abenteuer, wie sie es dann nennen.“ Phlin spielte mit dem Krug und irgendwie entrückte sich sein Blick etwas. „Du triffst auf fremdartige Tiere, exotische Vögel mit prächtigem Gefieder und Wildtiere mit langen Reißzähnen, an denen du nicht dieselbe Freude hast wie an den Farben der Vögel. Du triffst auf Landschaften, von denen du glaubst, sie können nur in deinen Träumen existieren. Grüne Flächen durchstoßen von den farbigen Blüten fremdartiger Blumen, die groß und stolz vor dir aufragen. Und du siehst Berge am Horizont, die sich gen Himmel strecken. Mit Schnee bedeckt, der in der Sonne leuchtet. Wunderbar.“

Wie in einem Traum saß Phlin da und starrte ins Nirgendwo an Esalyn vorbei. Ihre Augen leuchteten.

„Phlin“, sagte sie leise und legte die Hand auf seinen Arm, „lass uns diese Wunder zusammen entdecken gehen. Lass und die Berge und Wiesen sehen.“

Es war nicht das erste Mal, dass sie dieses Gespräch führten und Esalyn wusste genau, wie es enden würde. Phlin wurde jäh in die Wirklichkeit zurückgerissen und schüttelte entschlossen den Kopf.

„Niemals. Da hinaus geh ich nicht wieder. Ehe du diese Wunder sähest, wärst du tot. Ausgeraubt und ermordet oder von wilden Tieren verschlungen. Glaube mir, das ist es nicht wert.“

Doch Esalyn ließ nicht so schnell locker. „Aber Phlin, was haben wir zu verlieren? Es spielt doch keine Rolle, ob wir hier in der Langeweile versauern, oder da draußen sterben, nachdem wir neue Wirtshäuser besucht und deren Gor oder gar Wein probiert haben?“

Sie war entschlossen, dieses Mal nicht locker zu lassen. Die Krankheit ihres Bruders machte ihr zu schaffen. Zum einen geistig, da sie nicht wusste, ob er es überstehen würde, zum anderen körperlich, da sie seine Arbeit zusätzlich erledigen musste. Jede Ablenkung wäre ihr willkommen.

Doch Phlin schüttelte wieder den Kopf. „Nein, es ist zu gefährlich. Und dabei bleibt es.“ Er trank sein Gor aus und erhob sich. „Es ist spät. Wir sehen uns morgen.“

Esalyn sah ihm verständnislos nach. Als er aus der Tür verschwunden war, trank auch Esalyn ihr Bier zu Ende und holte sich ein neues.

Als sie sich den vierten Krug holte, sagte der Wirt zu ihr: „Ich glaube, langsam hast du genug, Mädchen.“

Doch Esalyn winkte bloß wütend ab. „Sei still und her damit.“

Mit einigen großen Schlucken war der Krug leer. Das Wirtshaus war geräumt, bis auf die beiden Reisenden, die

noch leise miteinander sprachen. Esalyn taumelte mehr zur Tür, als dass sie ging. Ein kühler Wind schlug ihr draußen ins Gesicht. Es regnete nicht mehr so stark wie vorher, aber die Kälte und das Nass weckten ihre Sinne ein wenig auf. Sie betrat die Straße, die zu ihr nach Hause führte. Bei der alten Koppel des Wirtes blieb sie stehen. Pferde waren kein ungewohnter Anblick, sie hatten mehrere Züchter im Dorf. Aber ihre eigenen, einheimischen Rösser waren in keiner Weise mit denjenigen zu vergleichen, die heute in der Koppel standen. Ihre Eigenen waren kleine, stämmige Tiere, ausdauernd und zäh.



Esalyn näherte sich dem Zaun und beobachtete die Vierbeiner, die heute in der Koppel standen. Das eine hatte schwarzes, schimmerndes Fell mit einer dunklen Mähne und weißen Beinen. Das